

Hermann Kügler SJ

Nähe und Distanz in persönlichen und beruflichen Beziehungen von Ordenspriestern

Doris Wagners Bücher „Nicht mehr ich“ (1) und „Spirituellel Missbrauch in der katholischen Kirche“ (2) sind Bestseller. Im ersten Buch beschreibt sie, wie sie mit neunzehn Jahren in eine geistliche Gemeinschaft eingetreten ist und dann feststellen musste, dass die Schwestern und Priester systematisch strengste Kontrolle ausüben und absoluten Gehorsam fordern. Sie zensieren ihre Briefe und unterbinden alle Kontakte zu ihrem bisherigen Lebensumfeld. Als sie von einem Priester vergewaltigt wird, droht sie zu zerbrechen. Im zweiten Buch schildert sie ausführlich die unterschiedlichen Facetten spirituellen Missbrauches in der katholischen Kirche.

Sexuell motivierte Übergriffe von Priestern gegen Kinder, Frauen, Schutzbefohlene und Missbrauch geistlicher Macht: die Themen sind in der Leitung der Weltkirche angekommen. Anfang Februar 2019 hat Papst Franziskus die Tatsache sexueller Gewalt von Priestern und Bischöfen gegen Ordensfrauen öffentlich eingeräumt. Mitte Februar versetzte er den US-amerikanischen Kardinal Theodore McCarrick wegen Missbrauchs und Machtmissbrauchs in den Laienstand – die strengste Strafe, die das Kirchenrecht gegen Priester vorsieht.

Der „Anti-Missbrauchsgipfel“ Ende Februar 2019 im Vatikan soll die Vorsitzenden aller Bischofskonferenzen auf der ganzen Welt sensibilisieren und ein einheitliches Vorgehen der katholischen Kirche weltweit gewährleisten. Alle diese Maßnahmen zeigen die Entschlossenheit von Papst Franziskus, die Anliegen und Nöte der Opfer ernst zu nehmen und gegen den massiven Glaubwürdigkeitsverlust der Kirche entschieden vorzugehen.

Aber geht nicht auch viel Wertvolles verloren, wenn Menschen nur die optimale Distanz suchen und die optimale Nähe vermeiden (3)? In seiner Antrittspredigt am 19. März 2013 zu Beginn seines Pontifikates hatte Papst Franziskus die Menschen noch ermutigt: „Das sich kümmern verlangt Güte, es verlangt, mit Zärtlichkeit gelebt zu werden.“ Und er forderte sie auf: „Wir dürfen keine Angst haben vor der Zärtlichkeit!“ Bei einem Empfang für 120 Mitglieder der Vereinigung männlicher Ordenssoberer im Herbst 2013 betonte er, die spirituelle Bildung von Ordensangehörigen

habe das Ziel, „Ordensleute zu formen, die ein zärtliches Herz haben, und keines, das vom Essig sauer geworden ist“ (4)

„Zärtlichkeit“, „tenerezza“: damals griff Papst Franziskus immer wieder das Wort auf, das er in seiner Predigt bei der Amtseinführung mehrmals genannt hat. Der mächtige Gott habe „keine Angst vor der Zärtlichkeit“. Ein Seelsorger müsse weinen, kämpfen und streicheln können. Im Blick auf Kinder, Alte und Kranke fragt er die Priester seiner Diözese: „Streichelst du sie, oder schämst du dich, einen Greis zu streicheln?“ (5)

Solche Gedanken klingen heute hoch problematisch. Weil wir Menschen und keine Engel sind, ist es klug, immer mit der Heftigkeit menschlicher Gefühle zu rechnen, die wir im bürgerlichen Alltag gern verdrängen. Auch der Frömmste ist immer wieder und lebenslang mit Phantasien, Gefühlen und Impulsen konfrontiert, die er nicht oder nur teilweise mit dem Bild, das er von sich selber hat, in Übereinstimmung bringen kann.

Die folgenden Überlegungen schreibe ich als zölibatär lebender Ordenspriester aus männlicher Perspektive und habe als Adressaten zunächst Ordensmänner im Blick. Ob die weibliche Sicht- und Erlebensweise grundsätzlich eine andere ist, vermag ich nicht zu beurteilen. Zunächst unterscheide ich symmetrische und asymmetrische Beziehungen, also solche „auf Augenhöhe“ und solche zwischen Ungleichen. In der persönlichen Beziehungsgestaltung geht es darum, „emotionale Intimität“ zu entwickeln, in der beruflichen sind die jeweiligen fachlichen Standards zu beachten und einzuhalten.

Professionelle seelsorgliche Beziehungen

Die professionelle seelsorgliche Beziehung hat im Vergleich zu einer therapeutischen Beziehung einige Besonderheiten. Ein therapeutisches Arbeitsbündnis vollzieht sich in einem dafür vorgesehenen Rahmen und verfügt über „Sicherheitssysteme“, die zum professionellen Setting notwendig dazugehören. In einer Psychoanalyse zum Beispiel ist „alles“ erlaubt, solange man auf der Ebene der Sprache bleibt und sie nicht verlässt. Salopp formuliert: Jeder Psychoanalytiker weiß, dass jenseits der Kante der Couch das Unheil für ihn lauert! Berührungen beschränken sich auf ritualisierte Formen des Händeschüttelns zur Begrüßung und zum Abschied. Auch sind die Kommunikationsrollen klar unterschieden. So pflegen Therapeut und Patient außerhalb des therapeutischen Settings keine Kontakte auf anderen Ebenen, wie z.B. Freizeitkontakte oder gemeinsame Arbeit in beruflichen Gremien.

Im Unterschied zum therapeutischen Setting ist der Rahmen, in dem Seelsorge stattfindet, meist nicht so klar abgesteckt. Der „klassische“ Fall, dass ein

Gemeindemitglied auch zum Pfarrer beichten geht, mag in der Realität so häufig nicht mehr vorkommen. Aber nicht selten ist die folgende Situation: Jemand ist mehr oder weniger im Umfeld eines Klosters oder einer Ordensgemeinschaft aktiv, engagiert sich dort in Gruppen und Initiativen oder arbeitet in einem Gremium mit. Aus Anlass von Eheschließung oder Erstkommunion der Kinder oder Beerdigung eines Verwandten ändern sich die Kommunikationsrollen. Und wenn ein Seelsorger nicht völlig herz- und gefühllos ist, wird er selbstverständlich Anteil nehmen und die professionelle Distanz modifizieren.

Hinzu kommt, dass die Unterschiede zwischen einer seelsorglichen Beziehung und guter Kollegialität und Freundschaft faktisch nicht so leicht zu ziehen sind und sich das eine aus dem anderen entwickeln kann und entwickelt. Das ist solange kein Problem, wie Veränderungen in der Beziehung erkannt werden, besprechbar sind und bewusst vollzogen und gestaltet werden.

Wer als Seelsorger mit anderen Menschen zu tun hat, muss sich ausdrücklich und bewusst mit sich selbst auseinandergesetzt haben. Er muss nicht nur seine Werte, sondern auch seine Bedürfnisse kennen und wissen, wo seine spezifischen Gefährdungen liegen. Er muss wissen, was seine sexuelle Identität ist und ob er eher durch Personen des eigenen oder des anderen Geschlechtes angezogen wird. Für die Gestaltung professioneller seelsorglicher Beziehungen wollen die folgenden Hinweise helfen:

Ich sehe mich und meine Mitmenschen in erster Linie unter dem Aspekt der Bereicherung des Lebens, nicht vorrangig unter dem Aspekt der Gefährdung.

Im Buch Genesis lesen wir in der biblischen Schöpfungsgeschichte (Gen 1 und 2): Als Gott die Welt erschafft, sieht er, dass das, was er tut, gut ist. Als er den Menschen schafft, sieht er sogar, dass das „sehr gut“ ist. Und es ist „nicht gut, dass der Mensch allein bleibt“. Auf diesem Hintergrund kann ich mich als Ordenspriester fragen, ob ich meinen Mitmenschen vorrangig als jemanden sehe, von dem eine Gefahr ausgeht, oder als jemanden, der mein Leben bereichert und dessen Leben ich bereichern kann. Das wird meinen Umgang mit ihm prägen. Ich werde mich eher bemühen, gelingende Beziehungen zu entwickeln und zu gestalten, als ängstlich darauf achten, Fehler zu vermeiden.

Ich vermeide entschieden die Versuchung, ein „blutleerer Kirchenbeamter“ zu werden. Priester und Seelsorger sollen in ihrem Tun und Lassen einen menschenfreundlichen Gott verkünden, einen zugewandten Jesus repräsentieren und von einem lebensspendenden Heiligen Geist erfüllt sein. Ein Mittel dazu kann sein, Jesus von Nazareth nicht nur *nachzufolgen*, sondern ihn im eigenen Leben auch *nachzuahmen* und selber so zu leben, wie er gelebt hat: arm, keusch, gehorsam. Dabei ist das Ziel nicht die

Ästhetisierung des vollkommenen, selbstentfalteten Menschen. Die Kantigkeit von in ihrer Art sehr verschiedenen Menschen scheint mir mehr willkommen als ein irgendeinem Ideal angenäherter Kirchenbeamten-Typ: immer ausgeglichen, matt und mittelmäßig vor lauter Balance, halbstarr und milde vor lauter Aggressionsbewusstheit, stets bemüht, bewusst echt und voller Verständnis für alles und jeden. Diese Vision entspricht keiner Grundannahme des christlichen Menschenbildes.

Ich setze mich mit mir selbst auseinander mit dem Ziel, menschlich und geistlich zu wachsen, auch wenn das schmerzlich ist.

Das Ziel „menschliche Reifung“ hat in der Priesterausbildung einen festen Platz (6). Soll das gelingen, so hat dies Konsequenzen für die Gestaltung der Aus- und Fortbildung: Wo ist das „Herz“ des Ordenspriesters festgemacht, und was will er im Tiefsten wirklich? Das bedeutet, dass angehende Ordensmänner die Konflikte und Spannungen in ihrer eigenen Lebensgeschichte soweit bearbeitet haben sollen, dass sie andere verantwortlich begleiten können. Und es bedeutet den Versuch einer möglichst realistischen Klärung gerade der unbewussten Motive, in einem Orden zu leben und Priester werden zu wollen.

Ich Sorge lebenslang dafür, immer mehr meine Fähigkeit für Intimität und Transzendenz zu entwickeln.

Der Psychotherapeut Wunibald Müller ist überzeugt: Wer psychisch gesund und authentisch zölibatär leben will, braucht Erfahrungen von Intimität und Transzendenz und muss dafür sorgen, dass er in diesen beiden Erfahrungsbereichen sich beständig weiterentwickelt (7). Dabei meint „Intimität“ beim zölibatär Lebenden nicht genitale Intimität, sondern die Fähigkeit und Bereitschaft, sich nahe stehenden Menschen so zu zeigen, wie er wirklich ist. Das bedeutet, dass er seine Fragen und Unsicherheiten nicht hinter einer vermeintlich professionellen Fassade versteckt. Er macht anderen keine Angst, sondern schenkt Vertrauen und achtet sich und andere. Er ist fähig, bedeutungsvolle Beziehungen aufzubauen und tiefe Freundschaften einzugehen.

Ich entwickle meine Verzichtsfähigkeit.

Das Leben sei „Liebe und Arbeit“ und ein Mensch sei psychisch gesund, wenn seine Liebes-, Arbeits- und Genussfähigkeit wiederhergestellt sei, sagte vor über hundert Jahren Sigmund Freud. Zu ergänzen ist die Fähigkeit zu verzichten. Diese Fähigkeit ist die Rückseite der Münze, auf deren Vorderseite Freiheit steht. Ohne die Fähigkeit zum Verzicht gelingt Freiheit nicht und gelingt auch ein zölibatäres Leben nicht. Wer eine tragfähige und belastungsfähige Lebenskonzeption und -form gefunden und gewählt hat, wird sich also Situationen schaffen (müssen), in denen er seine Lebensform realisieren kann, und nicht Situationen, die ihr zuwiderlaufen.

Ich bin mutig und phantasievoll in der Gestaltung von Beziehungen und ihren Ausdrucksformen.

Die Vorsichtsmaßnahmen, die als Folge der Missbrauchsfälle inzwischen akzeptiert und etabliert sind, sind richtig und wichtig. Die Herausforderung bleibt jedoch, die Kirche wieder als einen „Raum“ zu gestalten, in dem Zärtlichkeit und Sinnlichkeit einen guten Platz haben. Dort ist Gott anwesend, von dem Thomas von Aquin und Bonaventura sagen, dass er über unsere Sinne in unser Leben eintritt. In einer guten Beziehung spüre ich, was passt und was nicht. Ich merke z.B., ob ich mit einem Scherz mein Gegenüber verletze oder ob er darüber mitlachen kann. Ich spüre, ob eine Umarmung angebracht ist oder nicht. Wenn ich mit jemandem in einem guten Kontakt bin, spüre ich, ob ich ihm zu nahe komme, und auch, ob ich zu weit weg bin von ihm. Ich achte darauf und arbeite daran, dass ich meine Vergangenheit kenne und meine Zukunft entwickle, dass ich in der Gegenwart handle, mich von der Gleichheit untereinander tragen lasse und die Andersartigkeit der anderen akzeptiere, dass ich die Chance, voneinander zu lernen, nutze und nicht stehen bleibe, wenn es Entwicklungsmöglichkeiten gibt.

Ich pflege die Kunst der Kommunikation und lasse mich in Frage stellen.

Das „Zauberwort“ in jedem menschlichen Umgang, ganz gleich ob in symmetrischem oder asymmetrischem, heißt Kommunikation. In einer Beziehung sowohl unter Gleichen wie unter Ungleichen wird der Seelsorger auch die schwierigen und heiklen Punkte klar ansprechen. Er weiß ja, dass eine gute Beziehung wie ein stabiles Sicherungsnetz ist, das Abstürze auffängt. Und wenn es sein muss, wird er auch einem konstruktiven Streit nicht aus dem Wege gehen.

Kriterien für die Gestaltung persönlicher Beziehungen

Es ist zu hoffen und zu wünschen, dass ein Ordenspriester nicht nur berufliche Beziehungen unterhält, sondern dass ihm auch persönliche Freundschaften geschenkt sind. Man kann sich die Beziehungen, die ein Mensch lebt, bildlich mit vier konzentrischen Kreisen vorstellen. Im innersten Kreis ist für jemanden, der verheiratet ist, die eigene Familie angesiedelt. Man bildet miteinander eine gemeinsame Lebensgeschichte. Der zweite Kreis um den ersten herum ist der Freundeskreis. Im dritten schon mehr äußeren Kreis sind Bekannte und Arbeitskollegen. Und im vierten und äußersten Kreis findet sich die Öffentlichkeit.

Beim zölibatären Ordensmann bleibt der innerste Kreis leer. Er führt mit niemandem eine intime Partnerschaft. Manchmal hört man sagen: Bei einem Ordensmann sei Gott in diesem innersten Kreis zuhause. Ich halte es für Ideologie, wenn man sagt, Gott fülle die Lücke aus. Er füllt sie gar nicht aus, sondern er hält sie gerade

unausgefüllt. Gott ist der tragende Grund aller menschlichen Beziehungen und kein Lückenbüßer für fehlende menschliche Nähe. Es gibt auch nichts, das dem Priester die Abwesenheit eines geliebten Menschen ersetzen kann, und man soll das auch gar nicht versuchen; man muss es einfach aushalten. Das mag zunächst sehr hart klingen, aber es ist zugleich ein großer Trost. Denn indem die Lücke wirklich unausgefüllt bleibt, verweist sie den Priester darauf, dass er die Erfüllung, die er sich vielleicht erträumt, nirgendwo in dieser Welt finden wird. Für die Gestaltung einer guten Freundschaftsbeziehung können die folgenden Fragen helfen:

Ist die Beziehung offen für andere oder ist sie exklusiv?

Damit meine ich Folgendes: Eine exklusive Liebesbeziehung besteht darin, mit einem anderen Menschen eine auf Dauer angelegte Lebensgemeinschaft zu bilden. In der romantischen Version heißt das: „Nur du und du allein – auf immer und ewig“. Dagegen bildet man auch mit guten Freunden keine gemeinsame Lebensgeschichte, sondern lässt einander Anteil nehmen und gibt Anteil an der eigenen Lebensgeschichte. Man wird immer mehr fähig zu bedeutungsvollen Beziehungen und gestaltet sie der eigenen Lebenswahl entsprechend.

Hilft die Beziehung, in der gewählten Lebensform zu wachsen, oder bringt sie davon ab?

Mit diesem Kriterium meine ich nicht, dass es darum geht, sozusagen eine Kosten-Nutzen-Analyse der eigenen Beziehungen und Freundschaften anzustellen, etwa nach dem Motto: wie viel Energie muss ich investieren und was kriege ich dann dafür heraus? Gemeint ist vielmehr, dass man sich fragt und erspürt, ob neue Kontakte einen davon abbringen oder eine Hilfe sind, die eigene Lebensform vertiefter zu leben und zu gestalten. Lässt und macht eine Beziehung frei oder engt sie ein? Gott ist ein Gott, der zur Freiheit befreit. So wie die christliche Botschaft nicht dazu da ist, neue Lasten aufzulegen, sondern von den alten zu befreien, ist es sehr klärend hinzuschauen, ob eine Freundschaft zu mehr Freiheit führt oder Freiheit einschränkt.

Fördert die Beziehung das Suchen nach Gott oder behindert sie es?

Diese Frage ist wohl die subtilste, weil die Gottesbeziehung nicht so leicht „greifbar“ ist wie menschliche Kontakte. Ignatius von Loyola sagt dazu in der Sprache und Bilderwelt seiner Zeit: (8) „Es ist Gott und seinen Engeln eigen, in ihren Regungen wahre Fröhlichkeit und geistliche Freude zu geben, indem sie alle Traurigkeit und Verwirrung, die der Feind herbeiführt, entfernen. Und diesem ist es eigen, gegen die Fröhlichkeit und geistliche Tröstung zu streiten, indem er Scheingründe, Spitzfindigkeiten und ständige Trugschlüsse anwendet“. Und Ignatius führt weiter aus: „Es ist dem bösen Engel eigen, der Gestalt unter einem Lichtengel annimmt, bei der frommen Seele einzutreten und bei sich selbst hinauszugehen; nämlich gute und heilige Gedanken zu bringen, wie es dieser gerechten Seele entspricht; und danach bemüht er sich allmählich, bei sich hinauszugehen, indem er die Seele zu seinen

verborgenen Täuschungen und verkommenen Absichten zieht“. Manchmal sieht etwas anfangs recht gut aus; wenn sich jemand aber unreflektiert darauf einlässt, dann landet er bisweilen da, wo er gar nicht hin wollte. In einer Freundschaft wird es gut sein, immer wieder zu überprüfen, ob etwas trotz eines guten Anfangs der „Seele den Frieden wegnimmt und zu etwas weniger Gutem hinführt“.

Ist die Beziehung transparent für Dritte oder muss sie verheimlicht werden?

Die Hl. Teresa von Avila gibt als Kriterium an: „Tue nie etwas, das du nicht vor jedermann tun kannst.“ Wenn eine Freundschaft geheim gehalten werden muss und ein Zölibatärer den Freund, die Freundin nicht in seine sonstigen sozialen Bezüge hinein nehmen kann, dann ist das ein einigermaßen sicheres Anzeichen dafür, dass mit der Freundschaft irgendetwas nicht stimmt.

Beachtet die Beziehung die jeweiligen sozialen Realitäten?

Es mag sehr romantisch scheinen, sich über alle sozialen Realitäten und Konventionen hinwegzusetzen. Aber wer einigermaßen mit Urteil und Vernunft ausgestattet ist, wird in der Gestaltung seiner Freundschaften und insbesondere in ihrer öffentlichen Sichtbarkeit die sozialen Realitäten des entsprechenden Kulturkreises beachten. Z.B. mag eine herzliche Umarmung in einem Umfeld und Kontext wunderbar passend sein, in einem anderen Anlass für Unterstellungen und Miss-Deutungen.

Ein lebenslanger Prozess: von Jesus lieben lernen

In der Gestaltung von Beziehungen kann sich der zölibatäre Ordenspriester an der Person Jesu ausrichten. Jesus kannte keine Berührungängste. Er war fähig zu tiefen Gefühlen und drückte sie differenziert und situationsangemessen aus. Für Jesus gab es auch keinen Widerspruch zwischen der Liebe zu Menschen und der Liebe zu Gott. In unserer menschlichen Sicht mögen wir vielleicht annehmen: je mehr wir Gott lieben, desto weniger Platz wäre in unseren Herzen für die Liebe zu einem Menschen oder zu den Menschen – oder umgekehrt: wenn wir einen Menschen aus ganzem Herzen liebten, wäre da immer weniger Platz für Gott.

In der Sichtweise Jesu trifft genau das Gegenteil zu. „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken ... du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“ (Mt 22,37.39), sagt er seinen Jüngern: Gottes- und Nächstenliebe durchdringen sich und interpretieren sich gegenseitig, ohne in eins zu fallen. Sie sind „unvermischt und ungetrennt“. So verhält sich Jesus bei vielen Gelegenheiten. Er lässt sich berühren und berührt und spürt, wie dabei „eine Kraft von ihm ausströmt“ (Mk 5,30). Er belehrt die Kindervertreiber eines Besseren (Mk 10,13–16). Er nimmt bei der Hand (Mk 5,41). Er berührt einen anderen mit einem Teig aus Speichel (Joh 9,6). Er lässt sich salben (Joh 12,1–11). Er wäscht die

Füße (Joh 13,1–20). Er sucht am Ölberg die Nähe seiner Jünger (Mk 14,32–42). Er lässt seine Wunden berühren (Joh 20,27). Er haucht die Jünger an (Joh 20,22). Vielleicht hat er beim Friedensgruß die anderen umarmt (Lk 24,36). Seine Liebe lässt frei und führt in die Freiheit: „Wollt auch ihr gehen?“ (Joh 6,67), fragt er seine Jünger.

Jesus ist – nicht nur, aber auch – ein zärtlicher Mann, der ein Herz für seine Mitmenschen hat. Sein Umgang mit den Randgruppen und Ausgestoßenen der Gesellschaft, aber auch sein Umgang mit Frauen zeigt, dass Gott den Menschen zärtlich-liebevoll zugetan ist. Dies ist die Grundidee der schon in der frühen Kirche entstandenen, aber dann vor allem in der katholischen Tradition gepflegten Herz-Jesu-Frömmigkeit.

Es bleibt für alle in der Seelsorge Tätigen – nicht nur für Ordensmänner – eine Aufgabe und Herausforderung, menschliche Nähe sowohl in asymmetrischen wie in symmetrischen Beziehungen zuzulassen und zu gestalten. Fünfmal wird im neuen Testament der „heilige Kuss“ erwähnt. Salopp formuliert: „Grüßt einander mit einem heiligen Kuss“ – so beendet Paulus etwa den zweiten Brief an die Korinther (2 Kor 13,12) und schreibt eben nicht: „Grüßt einander mit dem heiligen Händeschütteln“ oder „mit der heiligen Verneigung voreinander“. Und der erste Petrusbrief endet: „Grüßt einander mit dem Kuss der Liebe“ (1 Petr 5,13). Dass solches in der Kirche irgendwann wieder möglich und nicht auf die Dauer verpönt sei oder unter Generalverdacht steht, ist zu hoffen und zu wünschen.

1 Wien 2014

2 Freiburg 2019

3 mehr dazu in: Kügler, Hermann, Neuer Mut zur Zärtlichkeit in Beziehung, Freundschaft und Seelsorge, Würzburg 2014

4 KNA-Meldung vom 29.11.2013

5 Nachrichten von Radio Vatikan vom 10.12.2013 und 6.3.2014

6 siehe: „Das Geschenk der Berufung zum Priestertum. Ratio fundamentalis institutionis sacerdotalis“. Vatikanstadt 8. Dez 2016, z.B. die Abschnitte 28, 43, 84, bes. 93-100, 192

7 Müller, Wunibald, Verschwiegene Wunden. Sexuellen Missbrauch in der katholischen Kirche erkennen und verhindern. München 2010

8 Exerzitienbuch Nr. 329, 332, 333